

Peter Hagen:



URHEBER-RECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISLER, WERDAU / SA

SA-Kamerad Tonne

des braunen Soldaten ewernes Denkmal

4. Fortsetzung

So kam Tonne unter die „Tascher“. Markgraf sträubte sich allerdings zuerst mit Händen und Füßen dagegen. Es handelte sich da um eine Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft, die im Absterben begriffen sei, erklärte er. Und es sei Verrat am Proletariat, wenn sich Tonne von den Wandervögeln umgarnen ließe. Aber schon damals zeigte Tonne, daß er nicht an nachgeben dachte, wenn er sich für eine Sache entschieden hatte. Selbst als der Seher stärkstes Geschick aussuhr und erklärte, Tonne verrate die heilige Sache, für die sein Vater gefallen sei, drang er nicht durch. Der Junge wurde schweigsam und störrisch, ließ sich aber von seinem Vorsatz nicht abbringen.

Die Wandervogel-Gruppe bestand aus einer Anzahl Jungen, die sich schon von früher her kannten. Sie hatten in einer Klasse gelesen, waren dann aber auseinandergegrenzt worden. Einige besuchten das Realgymnasium, die anderen waren in der Lehre oder arbeiteten im Geschäft ihrer Eltern. Waren sie dadurch einander entfremdet worden, so wurden sie nun durch den Wandervogel wieder zu Kameraden.

Tonne als Arbeiterlunge betrachtete die Gedankenwelt der Jugendbewegung, die sich da plötzlich vor ihm auftat, mit einem verbliebenen Ernst — im Gegensatz zu den höheren Schülern, die vom Leben noch nicht gekostet worden waren, und die sich in der neuen Gemeinschaft mit einer gewissen spielerischen Behaglichkeit umtaten. Sie konnten sich ihrer pennälerhaften Gewohnheiten vorerst nur schlecht entwinden; sie unternahmen auch als Wandervogel noch Saustouren und stützten mit den Mädchen des Vozeums. Manche von ihnen kehrten der Gruppe denn auch bald den Rücken. Tonne jedoch verschlang alle Werke, die Alfred Münnig über die Jugendbewegung besaß. Für ihn war das gedruckte Wort noch eine Offenbarung, während die Gymnasiasten es schon als ansehbar erkannt hatten.

So wurde Tonne bald zu einem Fanatiker des Wandervogelgedankens. Auch im Dienst trug er jetzt stets die kurze Hirschbäcker- und den Kettel aus derbem Leinen; er rauchte nicht mehr und trank keinen Alkohol. In seiner freien Zeit durchstöberte er die kleinen Buchhandlungen und kaufte sich billige Schriften zusammen, die nicht immer dazu angetan waren, Klarheit in seinen Jungenskopf zu bringen. Aber Alfred Münnig sorgte schließlich doch immer wieder dafür, daß alles, was Tonne aus diesen Büchern in sich aufgenommen hatte, im Gehirnskasten des Jungen an seinen rechten Platz kam. Tonne wurde kritisch.

Die Jugendbewegung erhielt in dieser Zeit einen starken Auftrieb. Und es war die beste deutsche Jugend, die aus den Steinkästen der Städte in die Wälder hinauszog, um hier ein einfaches und derbes Leben zu führen. Nie zuvor waren die Gegensätze schärfer: Dort verpumpten bei schrillum Niggergong Halbweilige in schreie bunt aufgemachten Lokalen — hier schlossen sich Jungen und Mädel von dieser verrotteten Welt ab, saßen an rauchenden Lagerfeuern, schrieben in dünnen Zetteln und tippelten über die Landstraßen. Und in ihren Herzen erwuchs der Gedanke eines schöneren und besseren Lebens. Aber die „blaue Blume der Romantik“ lockte auch auf abseitige Wege, die über träumerische Verunsicherheit zur Weltfremdheit führten. So konnte die bürgerliche Jugendbewegung ihre geschichtliche Sendung nicht erfüllen.

Ueberraschend wurde Tonne durch das harte Leben in neue Bahnen gedrängt. Eines Tages mußte der Schuster Schirmer seine amerikanische Schnellbesohlanheit schließen. Trotz ihres schönen gelben Anstrichs und trotz ihrer pompösen Fahnen hatte sie den Stürmen der Inflation nicht widerstehen können. Schirmer war nicht schuldlos daran. Er hatte Beispiele vor Augen, wie man diese Inflation mit einigem Geschick dazu benutzen konnte, Geld zu „machen“; leider schlugen jedoch seine Spekulationen fehl. Und anstatt einem anderen das aufgesparte Vermögen vor der Nase wegzuzaubern, mußte er das seine drangeben. Verdittert schloß er seinen Laden zu und ging davon.

Tonne aber stand wieder auf der Straße, ohne Arbeit und ohne Geld. Markgraf fragte ihn spöttisch, warum er sich nicht an seinen Wandervogelbund wende. Als Tonne gereizt erwiderte, der Bund sei doch keine Versorgungsanstalt, fertigte ihn der Vormund mit der Bemerkung ab, der Wandervogel sei also eine Beschäftigung für Mußestunden und versage, wenn es um Fragen des praktischen Lebens gehe.

Auf dem nächsten Heimabend sprach Tonne mit Alfred Münnig über seine Notlage. Der Lehrer meinte, er solle sich keine unnützen Gedanken darüber machen; solange er keine Beschäftigung habe, würde die Gruppe seinen Anteil am Fahrgehalt und an der Verpflegung schon mit aufbringen.

Tonne war von dieser Antwort ganz und gar nicht befriedigt. Er wollte von Münnig keine Ratsschläge für Fahrleiterleitung, sondern für seine Zukunft haben. Noch sah er über ihr die Ideale leuchten, von denen in der Jugendbewegung immer wieder die Rede war. Da wurde vom ständigen Aufbau des Staates, vom Handwerk als Kunst, und von vielen anderen schönen Dingen gesprochen. Münnig aber erklärte, die Beschaffung einer neuen Lehrstelle sei Sache des Vormundes; im übrigen müßte Tonne nur jetzt bald wieder unter Dach und Fach

zu kommen suchen, damit er die Gruppe finanziell nicht allzulange belaste.

Als Tonne nach Hause kam, sprach er zunächst nicht über seine Enttäuschung. Seiner Mutter gegenüber war er überhaupt ziemlich verschlossen. Nicht, daß er sie nicht lieb gehabt hätte — aber er glaubte, daß Berufsfragen und ähnliche Dinge nur unter Männern besprochen werden könnten. Gewiß, er hatte schon immer gesehen, daß die Mutter still ihre häusliche Arbeit tat, daß sie alles sauber und ordentlich hielt, und daß sie für Essen sorgte. Heute machte er sich zum erstenmal Gedanken darüber, wie sparsam sie mit ihrer kleinen Pension gewirtschaftet haben mußte, und wunderte sich, daß sie über den Ausfall seines tärlichen Lohnes kein Wort verlor.

Die Mutter sah am Rüchenschiff und häfelte an einer kleinen Decke. Tonne sah auf dem Fensterbrett und sah ihr zu. Während er ihre abgearbeiteten Finger beim flinken Hin und Her der Nadel beobachtete, kam ihm plötzlich ihre Benüßsamkeit zum Bewußtsein. Er stand auf und hob ihren Kopf in die Höhe. „Mutter“, sagte er, „ich muß jetzt sehen, daß ich irgendwo etwas zum Verdienen finde. Wenn's keine neue Lehrstelle ist, dann werde ich mir eine andere Beschäftigung suchen. Von deiner Pension allein können wir doch nicht leben.“

Die Mutter hob erschrocken die Augen. „Junge, was machst du dir für Gedanken? Essen für dich habe ich immer!“ Eine seltsame Verwunderung lag in ihrer Stimme.

Tonne lächelte. „Du mußt dich schon damit abfinden, Mutter, daß ich nun kein Kind mehr bin. Ich muß mich jetzt auch darum kümmern, wo das Geld herkommt und wie wir am besten wirtschaften.“

Am späten Abend kam Markgraf noch einmal mit herauf. Er fand Tonne in aufgeregter Stimmung. „Ach, sich mal einer an“, sagte er bissig, „der Wandervogel ist aus dem Nest gefallen und pfeift noch lustig. Bis ihn die Räge holt.“ Der Junge ging aber auf diesen ironischen Ton nicht ein. Er sagte Markgraf um die Schulter wie einen vertrauten Freund und zog ihn in die Stube. Dabei kam dem Seher zum erstenmal zum Bewußtsein, wie groß und kräftig Tonne nun schon geworden war.

„Wir müssen vernünftig miteinander reden“, sagte Tonne. „Ich werde mir jetzt irgendeine Arbeit suchen, wo ich etwas Geld verdienen kann. Von Mutters Pension allein können wir nicht leben. Gange aber nicht wieder vom Wandervogel an; der ist vorläufig adgetan für mich. Darüber können wir später mal sprechen. Was meinst du aber dazu, wenn ich als Radfahrer oder Bote irgendwo unterzukommen suche?“

Markgraf war ebenso erstaunt wie die Mutter. Er sagte, daß ihm jede Arbeit recht sei; Tonne solle nur zuhören, recht bald wieder etwas zu bekommen, damit er nicht auf der Straße zu liegen brauche.

Ein grauer Herbstnachmittag lag über der Stadt; grau, wie die Häuserwände in dieser Straße. Braungelbe und rotgelbe Blätter wirbelten im leichten Wind um das Dreirad, auf dem Tonne durch die Straßen fuhr. Das Gefährt rumpelte und klapperte mit seinem gewaltigen Kasten, und Tonne mußte sich mächtig in die Pedale stemmen. Der Kasten war hellblau gestrichen und trug in verdruckelten Buchstaben die Firma „Kesselfabrik Rajewski“. Ihre Erzeugnisse mußte Tonne gegen einen täglichen Lohn von ungefähr zweiundeinhalb Goldmark ausfahren. Diese Transporte waren sehr anstrengend und ermüdend.

Herr Rajewski war ein kleiner schwarzer Mann, der einen unsteten Blick hatte. Tonne hörte einmal, wie er einem Besucher sein Leid klagte: Er habe eine Konditorei gekauft, könne aber die Konzession dafür nicht bekommen; aber es wäre nun wohl bald damit zu rechnen, weil er jetzt dem Wirtelmann eines Stadtrates eine gehörige Portion Eier zusetzt habe. Eine Handbewegung Rajewskis deutete an, daß er mit diesen „Eiern“ Geld meinte. Da mußte Tonne an den Verwalter Jansen denken. Das war auch so ein Mann, der die Konjunktur auszunutzen verstand. Ob er wohl schon Stadtrat geworden war?

Tonne hielt jetzt Augen und Ohren offen. Bald hatte er heraus, daß es überall faul war. Man sprach ganz offen davon.

Durch diese Erfahrungen aber wurde Tonne bewußt politisch. Er kaufte sich Zeitungen verschiedener Richtungen und studierte sie. Da entdeckte er denn sehr oft, daß hier ein und dieselbe Sache zwar immer mit dem gleichen Brustum ehrlicher Uebersetzung — aber von dem einen für und von dem andern wider vorgetragen wurde. Zu einem eigenen Urteil konnte der Junge zwar noch nicht gelangen, aber er sah voller Ekel, wie Lüge und Verleumdung sich breit machten, und daß anscheinend kaum jemand sich Gedanken darüber machte.

Ein und wieder ging er auch einmal in ein Kino. Aber die Wandervogel-Ideale wurzeln noch zu tief in ihm, so daß er diese Besuche bald wieder einstellte.

Eines Sonntags jedoch, als er bereits am frühen Nachmittag seine Tour ausgefahren hatte, packte ihn plötzlich eine ungeweilte Unruhe. Es krabbelte ihm in allen Gliedern, etwas Besonderes zu unternehmen. Er legte sich aufs Sofa, um zu lesen. Als er keine Befriedigung dabei fand, sagte er kurzerhand den Entschluß, allein auf Fahrt zu gehen. Er aas seinen Wanderrittel

Aber, tat einige Schritte in den Brotbeutel und ging los. Am Steitner Bahnhof erst überlegte er, wo er hinfahren sollte. Er entschied sich für die Wälder bei Bernau.

Die werten Felder, die sich zu beiden Seiten der Landstraße nach Diesenthal auf- und niederschlangen, waren im Abenddunkel nur zu ahnen. Die Landschaft schien in einer geheimnisvollen Bewegung zu sein, die auch Tonne mitriß. Seine genagelten Stiefel gaben auf der Landstraße einen scheppernden Laut, der einsam verhallte.

Weit hinten in der Dunkelheit ahnte Tonne Dörfer und Städte mit heimlichen Häusern und warmen Stuben, mit hellen Fenstern und schließenden Dächern. Ueber ihm aber stand unnahbar der Sternenhimmel. Noch nie hatte Tonne allein eine nächtliche Wanderung gemacht. So konnte er sich heute zum erstenmal ganz dem Geheimnis der Nacht hingeben, konnte zum erstenmal allen Stimmen des Dunkels lauschen, die sonst im Gesang der wandernden Horde ertrunken waren. — Tonne hörte das Rauschen in den Telegraphenbrädien, die sich längs der Straße hingogen. Das ist die Welt, dachte er, die brausende und geschäftige Welt, deren Nerven selbst in dieser dunklen Nacht jähern. Einmal sprang er über den Straßengraben und lehnte den Kopf an eine der feuchten Holzstangen, die das Drahtgewirre trugen. Klingen und Knistern brang daraus hervor wie aus einer großen Seemuschel. Tonne meinte, er habe sein Ohr an das Herz der Welt gelegt ...



Das Städtchen Diesenthal schlief schon. Ein Steinbaukasten, den ein Kind vor dem Zubettgehen nicht wieder eingeräumt hat, aus einer Kneipe nur drangen lärmende Stimmen. Tonne ging an den gelb verhängenen Fenstern vorbei und bog in einen Feldweg ein, der erst über die Felder und dann durch den Wald zum kleinen Behnsee führte. An seinem Ufer hatte Alfred Münnig mit der Wandervogel-Gruppe oft ein fröhliches Zeltlager errichtet.

Die mannsgroßen Wachholderbüsche stehen Tonne immer wieder erschrocken den Kopf wendend; immer wieder meinte er, ein Mensch stehe zwischen den schlanken Kiefernstämmen und rede drohend den Arm. Aber dann mußte er lachen und lief weiter.

Jetzt ging's zu einer Wiese hinunter, aber die Nebelschleier einen grauen Teppich gebreitet hatten. Der schmale Pfad war kaum noch zu erkennen, als Tonne durch das nasse Gras stapfte. Die Wälsche, die aus der Nebelschleier herausragten, schienen auf ihr zu schwimmen.

Inmitten der Wiese lag, von einem Schilfsbüschel umschlossen, der See. An seinem nördlichen Ufer wuchs ein Sandhügel aus dem weichen Wiesengrund empor. Hier standen kleine Kiefern, und im Sommer schimmerte der grüne Teppich zu ihren Füßen blutrot vor lauter süßen Walderdbeeren. Auf dieser Höhe schlugen in der warmen Jahreszeit Wandervogel und Pfadfinder ihre Zelte auf. Heute, in herbstlicher Nacht, aber war der Wald leer. Die Wiesennabel lekten mit langen Jungen fast über die Kuppe hinweg.

Als sich Tonne unter den Bäumen niedergelassen hatte, spürte er erst die Nachtühle.

Da er weder Decke noch Zeltplane mitgenommen hatte, konnte er nicht daran denken, im Freien zu schlafen. Nachdem er gegessen hatte, sprang er wieder auf und schlug sich die Arme um den Leib, um das Blut in regeren Umlauf zu bringen. Dann stieg er den Hügel hinunter und lief weiter nach Norden zu. Als er an einen breiten Bach kam, folgte er seinen Krümmungen an einer Stelle, die ihm schmal genug schien, wagte es endlich den Sprung. Er landete zwar am anderen Ufer steckte aber bis über die Knöchel im äßen Schlamme fluchend stolperte er weiter, bis er wieder auf fester Boden gekommen war, auf dem er frisch in die Nady hinein marschieren konnte ...

(Fortsetzung folgt.)